

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338447](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338447)

RUF IN DIE HERZEN

Von Sepp Schirpf

DIE ORGEL

Der Krieg ist aus. Keiner will es fassen. Sieben Jahre hämmerte das Schicksal über Land und Volk. Nun hat der König gegen alle Übermacht Schwert und Recht behauptet, der Geschichte den ehernen Sinn gehalten. Die Armee kehrt zurück. Von ihren Fahnen strahlt der Adel der Opfer und Siege. Die Glut eines derben, doch feierlichen Stolzes lacht über Stirnen und Narben. Das Volk schwelgt in Seligkeit und Verheißung kommender Friedenszeiten. In der Hauptstadt schmilzt der Siegesjubel Hof, Volk und Armee zusammen über den Sturzbächen eines brausenden Empfangs. Alle brennen sie wie toll auf den endlichen Triumph des Königs. Grauen, Not und Leid des langen, langen Krieges wollen sie im Meer dieses Triumphes ertränken. Aber der König ist nicht da. Ist kurz vor Berlin weggeritten. Ohne jedes Gefolge. Jetzt sitzt er gebeugt im Gestühl einer einsamen Kirche. Sein Herz ist ausgebrannt, sein Blut verzehrt von den unerbittlichen Feuern des Willens. Die unsägliche Einsamkeit der großen Schicksalsüberwinder sinkt über ihn wie ein kalter Panzer. Ein letztes, Menschliches in ihm fröstelt.

In diesem Augenblick erbraust in schöner Verhaltnheit eine Orgel. Güte und Jubel einer hohen Kraft strahlen gluttönig in das leise Dämmern der Kirche: Wie eine segnende Hand legt sich die Fuge des



Aufn. PK-Bild

Meisters Johann Sebastian Bach auf die gebeugte Schulter des Königs. Der fühlt in unermeßlichem Erschauern, wie der Panzer der inneren Härte schmilzt, das Herz in heißen Schlägen wieder podit, wahrhaftes Leben pocht, erloschenes Blut wieder Strom wird.

Und da tropft es aus seinen großen, stahlblauen Augen — Träne um Träne, Gefecht um Gefecht, Schlacht um Schlacht — Niederlagen, Siege, Verzweiflung und Gewalt, Schicksal und Opfer.

Sieben qualvolle, blutige, eiserne aber auch unvergänglich stolze Jahre tropfen, von der Macht der Bachschen Töne dem dunkeln Schicksal entrissen, in den königlichen Schoß. Aber sie versiegen nicht im Gefühl. Blitzen als hehre, harte Sterne preußischer Sendung über der hochgewölbten Stirne des Herrschers. Die Orgel schweigt. Aufrecht und in majestätischer Ruhe verläßt der König den inzwischen dunkel gewordenen Raum der Kirche.

DAS QUARTETT

So hell die Sonne in den an sich schon lichten Lazarettsaal fiel, konnten seine Insassen dessen doch nicht froh werden. Dort in der Ecke lag Rätzbach, der heute wieder einen schweren Eingriff über sich hatte ergehen lassen müssen. Sie wußten alle recht gut, daß der Arztsohn alles andere als wehleidig war. Aber wie er nun dalag, die fiebrigen Augen an die Decke geheftet, mit zuckendem Munde unhörbare Schmerzensschreie zwischen den Zähnen mahnend, das Antlitz, die Hände vom unbarmherzig bohrenden Schmerz tief, beinahe schon überirdisch gezeichnet, das vergällte den Landsern ihren eigenen Schmerz und jede fröhliche Regung. Allmählich bestand zwischen ihnen das stillschweigende Einverständnis, daß sie nun selbst die Schmerzen der Kameraden trugen, deren glühendes Unmaß keine Seele je würde wägen können. Sie empfanden es daher wie einen Einbruch in ihre gemeinsame Schmerzenssträgerschaft, als Schwester Emmi meldete, es gäbe Besuch. Eine Mädelsgruppe singe bereits im Saal zwo. Die Vier aber winkten ab, wie nur Soldaten abwinken können, die dem Leben ins letzte Knopfloch geschaut. Schwester Emmi aber zuckte beleidigt die Achseln und ging. Von Zimmer aber, der einbeinige Cellist, hopste ihr nach, holte sie im Gang ein und ließ sich von der Verärgerten und Überraschten zu den Mädels führen. Mit diesen hatte er es dann sehr wichtig und fand offenbar auch volle Bereitschaft. Von Zimmer humpelte dann in den Son-

nensaal zurück; die Mädchen stoben davon. Unter der Tür noch zwinkerte er den Kameraden zu, tuschelte mit ihnen, dann wurden vier der Stühle gleichsam spielerisch in eine Runde gestellt. Kurz darauf traten scheinbar leise die Mädchen ein, Blumen, Pakete und Instrumente in den Armen. Während nun die Mädchengruppe in der Mitte des Saales sich im Halbkreis aufstellte, mit hellen und jugendwarmen Stimmen ein altes Volkslied sang, teilte von Zimmer Instrumente und Noten aus, setzte sich mit den Kameraden zum Quartett bereit. Und als dieses Quartett dann anhub mit vollen, inbrünstigen Strichen das Kaiserquartett von Haydn zu spielen, da traten die Mädchen still zurück und es war nur noch Musik und Sonne im Raum. Retzbach, vom Liede der Mädchen noch tiefer in seine Qual geschmolzen, hatte sich bei den ersten Klängen der innig schreitenden und immer wieder verhalten aufjauchzenden Hymne leicht aufgerichtet und mit übernatürlich leuchtenden Fieberaugen seine tief dem Spiele hingegebenen Kameraden umfassen. Als diese nach beendetem Spiel voll fragender Freude zu ihm aufschauten, lächelte er ihnen ganz frei und heiter zu und sagte mit leiser, aber ganz klarer lichter Stimme: „Ich spüre nun keine Schmerzen mehr!“

DAS BUCH

Grau, bleiig grau kippte das riesige Gewölbe in die zerrissene, vom Stahl zerhackte Steppe. Wer nicht die brennende Schärfe seiner Augen feindwärts nach Osten schweifen ließ, die Waffe nicht wie einen stärkenden Magnet umklammert hielt, der schöpfte mühselig Wasser. Schmutziges, breiiges Wasser mit alten Dosen und Bechern. Da und dort ächzte einer, wenn er sich in einer kurzen Pause aufrichtete. Schlag 17 Uhr begann das mühsam gebändigte Wasser in wilden Fontänen aufzuspritzen, gemischt mit giftigen Stahl- und brandigen Erdbrocken. Die mühselige Geometrie des Grabens war unter dem Hämern der bolschewistischen Artillerie gar bald zerbrochen. Es war nur noch ein Chaos von Erde, Wasser, Menschen, Waffen, Stahlstücken und Blut. Nach einer Stunde etwa brodelte das Feuer ab. Eine unheimliche Stille kroch mit der Dämmerung über die Steppe her. Da ertönte irgendwo aus dem Schlamm ein heller, harter Ruf: „Sie kommen!“ Wie Urwelttiere mit speienden Rüsseln brachen sie nun heran, schwerfällig und doch gewandt; einer, fünf, zehn, dreißig! Panzer, Panzer, Panzer! Hinter ihnen Welle auf Welle die dunklen, lautlosen, gespenstischen Massen der roten Bataillone. Da feuerten sie hinein; roten kalten Zorn in den Augen. Sehr schnell erstarb das widerlich schnarrende Urrä. Schweigen. Dann noch einmal Panzer, Panzermassen! Und abermals zerbrach das vorweltliche Ungetüm von Stahl und Fleisch am Feuerwall der deutschen Män-

ner. Da die Überlebenden eines Zuges, letzte abgrundtiefe Härte im Gesicht, die Köpfe hoben, waren es ihrer noch drei. Als Oberleutnant Bertreith bei der Bergung der Verwundeten einen Augenblick keuchend innehielt, blitzte eine Leuchtkugel auf, erhellte für Augenblicke das erloschene Antlitz des Gefreiten Kaul und ein Büchlein, das aus der zerfetzten Tasche des Toten sich halb in den Schlamm hinausgeschoben hatte. Seltsam! Mit dem tiefvertrauten Antlitz des Toten hatte der Offizier im glühenden Zupacken des Auges auch den Titel des Büchleins klar ablesen können und ihn hernach wie eine bohrende Kugel in seinem Bewußtsein stecken gefühlt: „Nietzsche im Felde!“. Bertreith nahm das Büchlein an sich wie aus dem Vermächtnis der schwersten aller Kampfstunden, die sie je bestanden. Im gleichen Augenblick ertönte über ihm die Stimme des Bataillonsführers: „Berthreith!“

„Jawohl, Herr Major!“

„Was haben Sie denn da in der Hand?“

„Ein Büchlein! Die Roten haben es dem Kaul aus der Tasche gefetzt!“

Der Major griff danach, schlug es auf, ließ kurz die Taschenlampe aufblitzen und las: „Was mich nicht umbringt, macht mich härter.“

„Na also!“ sagte der Major, merkwürdig malmend: „Da hat uns der tote Kaul wie immer die einzige Parole gegeben, die hier noch Gültigkeit haben kann.“

„Was mich nicht umbringt, macht mich härter!“

Damit gab er das Büchlein an Bertreith zurück, der es in seine Rocktasche steckte.

DAS SILBERNE KREUZ

Lieber Mann!

Wenn ich übersinne, was in den letzten Tagen alles um mich, mit mir und auch in mir geschehen ist, dann kann ich es schier nicht fassen. Wenn Du, was ich sicher glaube, die mitgeschickten Bilder zuerst zur Hand genommen hast, wird es Dir nicht anders ergehen, d. h. wenn Dir das silberne Kreuz an meinem Sonntagskleid überhaupt aufgefallen ist. Aber ich will Dir nun schön nacheinander erzählen, was ich erleben durfte, damit auch Du Dich, liebster Mann, von Herzen erfreuen und auf Deinen Hof, Dein Geschlecht und wohl auch auf Deine Bäuerin und Deine Kinder stolz sein kannst.

Wir hatten den letzten Weizen vom Acker im „hinteren Bühl“ eingebracht und versorgt, als der alte Seyfried, der jetzt Ortsbauernführer ist, und zwar so, daß wir ihm gerne folgen, mit seinem käbigen Lachen eines Abends in die Stube trat. Wie immer hatte er seinen Heidenspaß an allenfenzigen Umwegen, bis er mir dann endlich beibrachte, daß ich zum Erntedanktag eine große und staatswichtige Reise anzutreten hätte, und daß ich im schönsten Gstaat mich dort zeigen müßte, und daß ganz

große Dinge mit mir bevorständen. Als ich ihm halb im Lachen, halb im Arger in seine Scharade fuhr, wurde er auf einmal hochamtlich und überreichte mir eine schön gedruckte Einladung nach der Hauptstadt. Und also fuhr ich dann zum Erntedanktag dorthin. Wie die Fürsten wurden wir aufgenommen, wir Bauern und Bäuerinnen aus dem ganzen Gau. Im feinsten Hotel waren wir untergebracht und die schönen Besonderheiten der Stadt standen uns offen. Als ich gegen 8 Uhr am anderen Morgen zum zweitenmal aufwachte (das erstemal wie gewohnt um 5), klang ein wunderschönes Lied von der Straße herauf. Ich riß das Fenster



Die Kundgebung zum Erntedanktag 1943

Das deutsche Volk beging am Sonntag, den 3. Oktober, den Erntedanktag 1943, in deren Mittelpunkt Reden von Reichsminister Dr. Goebbels und Staatssekretär Backe standen. Im Rahmen der Veranstaltung wurden drei verdienten Männern im Auftrage des Führers von Ritterkreuzträger H-Sturmführer Skorzeny, dem Befreier des Duce, Ritterkreuze zum Kriegsverdienstkreuz überreicht. Reichsminister Dr. Goebbels beglückwünscht den Ritterkreuzträger Bauer Kurt Tschirt.

Aufn.: Presse-Hoffmann.

auf und da wusselte es von Buben und Mädeln, die ein Lob-, Dank- und Preislied auf den deutschen Bauern sangen. Herrlich war das! Schier wurden mir darob die Augen feucht. Dann wurden wir zur Feier des Erntetages abgeholt. Ein großer, schöner Saal in schlichtem Schmuck empfing uns, der uns gar nicht fremd, eher heimelig anmutete. Die Leute auf der Bühne hatten sie so gestellt, daß es ein prächtiges Bild gab. Ganz vorne standen junge Bauern und Bäuerinnen in den schmucken und reichen Trachten unseres Gaus. Dahinter saßen in

dunklem Kleid die Männer vom Orchester des berühmten Generalmusikdirektors und hinter diesem standen zu mächtigem Chor vereint, Burschen und Mädels des Arbeitsdienstes.

Die schöne Pastoralsymphonie von Beethoven machte dann meinem armen Herzen richtig zu schaffen. Aber als der mächtige Chor anhub „Deutschland, heiliges Wort“ zu singen, da konnte ich die Tränen der Ergriffenheit und des Stolzes nicht mehr zurückhalten, so sehr ich mir auch Gewalt antat. So hörte ich hintennach nur wie im Traum plötzlich meinen Namen rufen und stand ganz unversehens vor dem Gauleiter, der mir mit strahlenden Augen das silberne Kreuz ans Kleid heftete, mir die Hand gab und sie nicht los ließ, bis er mir gesagt hatte, wie stolz er, ja das ganze Volk auf mich, die tapfere, brave Bäuerin sei. Und wieder wie im Traum ging ich zurück und hörte nur immer das leise feine Orgelspiel vom Deutschlandlied. Nach der Feier wurde ich dann gar dazu auserseren, mit einem Ritterkreuzträger in ein Lazarett zu gehen, wo der fruchtesschwere Erntekranz schwerverwundeten Soldaten als Ehrengabe der Bauern dargebracht wurde. Du, so habe ich die Augen unserer Kinder nie leuchten sehen, wie die der stillen Soldaten in den schneeweißen Betten!

Für den Abend hatten wir dann die allerbesten Plätze im Theater erhalten. „Der Freischütz“ wurde gegeben. Was ich empfunden habe, kann ich gar nicht sagen. Aber eines habe ich mir vorgenommen, wenn einmal wieder Friede ist und Du, liebster Mann, wieder daheim sein wirst, dann lasse ich mir's nicht nehmen, daß wir ab und zu einmal hierher fahren und ins Theater gehen!

Dem silbernen Kreuz habe ich in der „Ahnel-ecke“ unserer Stube einen Ehrenplatz gegeben. Daß wir nun erst recht zu Euch Soldaten halten, komme wie es wolle, ist so gewiß wie unser Bauernschweiß. Die Kinder sind gesund, fleißig, wild und brav und natürlich mächtig stolz auf ihre Mutter.

Deine Frau und Bäuerin

NACHTSEGEN

Klar und glitzernd standen die sommerlichen Sternbilder im samt dunkeln Gewölbe der Nacht, als Hans Heider, der Werkmeister, mit Piter, dem holländischen Mechaniker, von Schicht kommend, die Wache des Rüstungswerkes passierte. Die Schritte der beiden Männer verklangen dorfwärts in ruhigem Gleichklang. Die große Stille der Nacht löste beide sacht aus dem fiebernden Rhythmus der harten, vierzehnstündigen Schicht. Der würzige Nachthauch befreite wohligh den scharfen Druck auf den Lungen. Die immer noch gepreßte Kraft des Körpers verströmte langsam als Müdigkeit, die beide stolz wie den Segen erfüllter Pflicht empfanden.

Da sie im gleichen Haus wohnten, hatte es sich mit der Zeit wie ein schöner Brauch ergeben, daß sie nach dem Essen noch ein halbes Stündchen Nachtmusik hörten und die Zeitungen überflogen, ehe sie endgültig zur Ruhe gingen.

Diese Nacht traf es sich, daß sie noch den Wehrmachtsbericht hörten, und nach einem alten Militärmarsch auch den freundlich-heiteren Beschluß eines Senders. Danach ließ sie eine besonders innige und klare Musik aufbrechen. Wie der volle reine Atemhauch eines starken, braven und gottnahen Volkes stieg diese Musik auf, wie der Choral einer aus Volkstiefe erstrahlenden Gläubigkeit und starken Zuversicht, um plötzlich in einer warmen, männlich innigen Baritonstimme Anruf aus dem Äther zu werden.

„Hört ihr Leute, laßt euch sagen,
Lösch't das Licht und geht zur Ruh,
Wenn die Mitternacht geschlagen,
Geh't dem neuen Morgen zu.
Frohen Mut in allen Dingen,

Soll ein neuer Tag bescher'n,
Mög im Traum ein Band umschlingen,
Eure Lieben nah und fern!“

Die Zeitung war den Männern entsunken. Tief hatten sich die müden Häupter geneigt. Das Lampenlicht spielte auf den blonden Scheiteln. Trotzdem waren die beiden dort weit fort. Hans Heider bei seinen Jungen im Osten und in Italien, Piter bei Frau und Kindern irgendwo an der Züidersee. Erst nach geraumer Weile fanden ihre Herzen ins wartende und wachsende Licht der Stube zurück. Ein paar karge Worte deuteten noch vom Weg, den jeder für sich gegangen, den Herzspuren des Liedes folgend. Dann erhob sich Piter, streckte dem Meister die Hand hin, sagte mühsam und wie aus letzter Erkenntnis um das Schicksal der Zeit:

„Ein Volk, das in den schwersten Heimsuchungen seines Krieges noch die Herzenskraft aufbringt, solch schönen Nachtsegen durch den Äther klingen zu lassen, kann nie schwach, kann nie besiegt werden.“

Kulturaufbau im deutschen Elsaß

von Hanns Reich

Es war im September 1940. In Straßburg. Noch waren die wenigsten Einwohner aus ihrer Verbannung nach Südfrankreich zurück, noch war die Stadt menschenleer und begann erst ganz allmählich ihre Adern wieder mit pulsendem Leben zu erfüllen, da erfolgte eines Tags die erste Ankündigung einer Konzertveranstaltung im wieder deutsch gewordenen Straßburg. Der Saal des Konservatoriums am Bismarckplatz wies bereits einen recht guten Besuch auf an diesem Abend. Das feldgraue Tuch herrschte

zwar vor, aber auch einige Zivilisten hatten sich schon unter die Zuhörerschaft gemischt, die gekommen war, einen Kammermusikabend des Karlsruher Oswald-Quartetts zu hören, Kammermusik nach so langer Zeit... Es war eine erwartungsvolle Stimmung in dem Saal. Allein die Geduld der Anwesenden sollte auf die Probe gestellt werden. Die Verkehrswege waren noch nicht überall in Ordnung gebracht, die Franzosen hatten sich bemüht, die Rheinbrücken durch Sprengung unbrauchbar zu machen,



Gauleiter Konrad Henlein in Straßburg

Aufn. Str. N. N. (Anam)



Hans Pfitzners „Palestrina“ im Theater Straßburg

Aufn.: M. Schumpp

kurz, das Karlsruher Quartett, so wurde angesagt, werde mit einer Stunde Verspätung eintreffen. Eine Stunde warten? So dachte mancher, der sich überlegte, ob er nicht lieber wieder nach Hause gehen wolle. Da stand plötzlich ein Soldat aus den Reihen der Zuhörer auf dem Konzertpodium und verkündete bescheiden, er erlaube sich, um die Wartezeit zu kürzen, ein paar Lieder zum besten zu geben. Sprachs, setzte sich an den Flügel und begann mit einer schönen, kraftvollen Baritonstimme die Arie aus Mozarts „Zauberflöte“: „In diesen heiligen Hallen...“, welcher noch eine Reihe anderer Arien und Lieder folgten, die mit mächtigem Beifall aufgenommen wurden. Im Nu war die Stunde um, die Quartettvereinigung erschien, der sangeskundige Landser — ein Kaufmann von Beruf, wie sich nachher herausstellte —, trat in die Reihen der Zuhörer zurück und bald schwebten die ersten Klänge eines Haydn-Quartetts durch den Raum...

Warum wir diese kleine Erinnerung an den Anfang einer Betrachtung über den Kulturaufbau im Elsaß stellen? Weil sie uns geradezu symbolisch erscheint für den Geist und die Art, wie hier in einem Lande, das 22 Jahre hindurch die Segnungen der französischen Kultur über sich hat ergehen lassen müssen, verschüttete Quellen wieder lebendig gemacht wurden, wie hier auf einem Boden, den Jahrhunderte mit edelstem deutschem Kulturgut sättigten, deutsches Wesen seine Auferstehung feierte in einer Kulturpflege, die es trotz der stets wachsenden Anforderungen der Kriegszeit verstanden hat, das ganze Volk in ihren Bann zu ziehen.

Wir dürfen uns heute, nach über drei Jahren, ruhig wieder einmal daran erinnern: die deutsche Wehrmacht hat dank ihrer glänzenden Führung den Übergang über den Rhein und die Befreiung des Elsaß bewerkstelligt, ohne daß nennenswerte Schäden entstanden. Kein Kulturdenkmal wurde angetastet. Nirgends Bilder der Verwüstung. In der alten Reichsstadt Straßburg und all den vielen andern ehrwürdigen Kunststätten des Elsaß ist kein Ziegel vom Dach gefallen. Und dort, wo tatsächlich an einigen wenigen Stellen die rauhe Faust des Krieges sichtbar wurde, da blüht heute schon längst wieder neues Leben aus den Ruinen, und auch die „Maginotsteppe“ ist schon lange wieder fruchtbare Scholle.

Viel größer war also die Aufgabe, als es galt, den seelischen Wiederaufbau in die Wege zu leiten, als es galt, das Bild des deutschen Menschen im Elsaß zu reinigen von jener Tünche und Schminke, von jenem gefährlichen Lack, den die Franzosenzeit darüber gelegt hatte, so daß sich die Züge zu verzerren begannen, so daß kulturelle Unsicherheit und Richtungslosigkeit sich breit zu machen drohten, Schäden, die zu allen Zeiten, sobald sie auftraten, am Mark des Volkes gezehrt haben.

Hier setzte schlagartig und umsichtig von allen beteiligten Stellen geleitet der Wiederanschluß an die Werte der deutschen Kultur ein. Das wichtigste und erste war die Sprache. Daß der Gebrauch der französischen Sprache untersagt wurde, war selbstverständlich. Die Franzosen hatten mit allen und nicht immer den saubersten Mitteln die deutsche Sprache im Elsaß unterdrücken wollen, ein

schreien
deutsche
Wenn d
ausschli
fordert,
natürlich
aber z
die bes
unsere
und Lan
die es p
ob er n
sen De
aller An
turarbei
später
der Ge
Selbstve
vor alle
tische N
ches D
Neben
herrsche
R u n d
diesem
gut zu
blick an
burger
schlimm
seinen S
tamt, d
Früchte
Diese Z
Tisch ge
ist auch
funk ur
sehen
über au
bietunge
Aufbiete
nicht me
rem Hir
Randfur
Heimat
unserem
Vergang
lebendig
neue zu
Ein a
das frül
schränkt
gänglich
Einricht
entlegen
rungen,
ganz un
aus uns
amerikan
ten Her
Jugend
deutsche
Kriegsve

schreiendes Unrecht, denn das Elsaß ist nun einmal deutsches Sprachgebiet und war nie französisches. Wenn die nationalsozialistische Regierung heute den ausschließlichen Gebrauch der deutschen Sprache fordert, so erfüllt sie damit nichts anderes als eine natürliche kulturelle Pflicht. Der beste Wegweiser aber zur deutschen Sprache ist das deutsche Buch, die besten Führer zum deutschen Sprachgut sind unsere Dichter. Deshalb wurden überall in Stadt und Land die Volks- und Dorfbüchereien geschaffen, die es praktisch heute jedem Volksgenossen im Elsaß, ob er nun in der Stadt wohnt oder auf dem kleinsten Dorfe, möglich machen, gute deutsche Bücher aller Art und für jede Neigung zu lesen, eine Kulturarbeit, die in aller Stille geleistet wird und die später einmal einen Ehrenplatz einnehmen wird in der Geschichte des kulturellen Aufbaus im Elsaß. Selbstverständlich erfüllen auch die Zeitschriften und vor allem die Tageszeitungen hier eine kulturpolitische Mission, sie tragen deutsches Wort und deutsches Denken in jedes Haus und jede Familie.

Neben das gedruckte Wort tritt nicht minder herrschend das gesprochene Wort, das uns der Rundfunk täglich und stündlich vermittelt. Auf diesem Gebiet war im Elsaß besonders viel wieder gut zu machen. Denken wir nur einmal einen Augenblick an die Zeiten des übel berüchtigten „Straßburger Senders“ zurück, der sich in den Dienst der schlimmsten Völkerverhetzung gestellt hatte und mit seinen Sendungen, mitunter raffiniert „kulturell“ getarnt, den Geist der Zwietracht ausgesät hat, dessen Früchte leider später da und dort aufgehen sollten. Diese Zeiten sind endgültig vorüber. Es wurde reiner Tisch gemacht mit dieser Vergangenheit, und heute ist auch der Elsässer durch den großdeutschen Rundfunk unmittelbar angeschlossen an das große Geschehen unserer schicksalvollen Tage, angeschlossen über auch an die mannigfachen künstlerischen Darbietungen, die der Rundfunk seinen Hörern unter Aufbietung der besten Kräfte bietet. Heute ist es nicht mehr eine kleine, dunkle Clique, die aus sicherem Hinterhalt Gift und Galle speit, heute tritt der Rundfunk mitten unter das Volk, er sucht unsere Heimat auf, wo sie am schönsten ist, er weiß von unserem Volkstum, von unserer stolzen deutschen Vergangenheit, von unseren reichen Kulturgütern lebendig und aus unmittelbarer Schau täglich auf neue zu künden.

Ein anderes Mittel breiter kultureller Wirkung, das früher nur auf wenige bevorzugte Plätze beschränkt blieb, ist heute für jeden Volksgenossen zugänglich: der Film. Durch die organisatorischen Einrichtungen der Gaufilmstelle hat heute auch das entlegenste Dorf seine regelmäßigen Filmvorführungen, eine kulturelle Tatsache, die man früher für ganz unmöglich gehalten hätte. Vor allem aber ist aus unseren Lichtspielhäusern jener üble Kitsch amerikanischer Herkunft verschwunden, der vor Zeiten Herz und Seele unseres Volkes, vor allem der Jugend verpestet hat. Heute darf sich jeder zum deutschen Film bekennen, der trotz erschwelter Kriegsverhältnisse mit immer neuen Spitzenleistun-

gen aufwartet und sich bereits seinen festen Platz auch im Herzen des Elsässers erobert hat.

Eine der wichtigsten Aufgaben aufbauender Kulturpolitik besteht darin, das kulturelle Leben und die kulturellen Werte im Volkstum dort aufzusuchen, wo sie noch unverfälscht sprudeln und nach Betätigung drängen. Das Elsaß ist — die Musikgeschichte beweist es uns an zahllosen Beispielen — ein ausgesprochen musikalisches Land. Hier ist immer gern gesungen und musiziert worden, das deutsche Volkslied begleitet die elsässische Geschichte auf allen ihren Wegen, ja es wird sogar geradezu zum Ausdruck des geschichtlichen Schicksals — die berühmten Lieder „O Straßburg, O Straßburg, du wunderschöne Stadt“ oder „Zu Straßburg auf der Schanz“, was sind sie anderes, als das liedgewordene Heimweh eines von seinem Mutterlande losgerissenen, der Willkür der Fremdherrschaft preisgegebenen Volkes? Weil der Elsässer den Gesang und die Musik aus innerem Herzensbedürfnis liebt und braucht, wurde ihm großzügige Förderung zuteil. Musikkapellen und Gesangsvereine blühen allorten und erfüllen in der praktischen Ausübung der Musik ihren hohen kulturellen Sinn. Wichtig ist freilich nicht nur, daß musiziert und gesungen wird, sondern wie diese Dinge getan werden und was wir singen und spielen. Volksmusik ist Ausdruck der Gemeinschaft und führt hin zur Gemeinschaft; es war darum von grundlegender



Die Gaufilmstelle kommt bis ins kleinste, entlegenste Dorf

Aufn.: Karl Seufert, Todtmoos

Bedeutung, daß der Chef der Zivilverwaltung im Elsaß durch eine großzügige, sorgfältig und geschmackvoll zusammengestellte Notengabe jedem Volksmusikverein und jeder Gesangsvereinigung Gelegenheit gab, sich mit zeitgemäßem und wirklich wertvollem Musikgut vertraut zu machen und so wiederum hinauwachsen in die große Familië, die das ganze deutsche Volk in allen seinen Gauen in der Musikpflege wie ein klingendes Band umschließt.

Was im Dorf und in der kleinen Stadt jeder einzelne in der Gemeinschaft nach besten Kräften leistet, das wird in der großen Stadt übernommen von den mannigfachen Kulturinstituten, die den künstlerischen Ruf des Landes zu vertreten haben und die zugleich berufen sind, durch ihre Ausstrahlungen wiederum befruchtend und belebend zu wirken für jede Kulturäußerung unserer Heimat. In Straßburg, Mülhausen und Kolmar bestehen heute zusammen fünf Bühnen, die in der Pflege des Schauspiels und der Oper Vorbildliches leisten und die vorzügliche künstlerische Kräfte an sich gezogen haben, so daß die Namen der elsässischen Theater im Reich wieder mit Ehren und Achtung genannt werden. Was es heißt, mitten im Kriege ein solch vielschichtiges und höchste Anforderungen erfüllendes Theaterleben aufzubauen, das kann nur der ermessen, der die Schwierigkeiten kennt, die mit einem solchen Aufbau aus dem Nichts heraus verbunden sind. Desgleichen weist das Konzertleben des Elsaß heute einen Umfang und eine Höhe der Leistung auf, die sich mit den Jahren vor 1914 sehr wohl messen können, ja, jene Zeit in mehr als einer Hinsicht übertreffen. Besonders erfreulich ist es hier festzustellen, daß unsere elsässischen Komponisten sich in ihren großen Chorwerken wie in Orchesterschöpfungen, in Lied und gediegener Kammermusik nicht allein in ihrer engeren Heimat, sondern in stets wachsendem Maß auch im Reich Beachtung und Namen verschafft haben.

Wie auf allen Gebieten der Kulturäußerung hat

auch die bildende Kunst in den letzten drei Jahren im Elsaß mächtige Antriebe erfahren. Großzügige Ausstellungen gaben Überblicke über die schöpferischen Kräfte des Oberrheins oder knüpften neue Fäden hinüber zu anderen Gauen. Nie sind so viele Bilder gemalt und noch nie so viele Bilder gekauft worden, wie in den letzten Jahren. Auch für die bildende Kunst gilt der Grundsatz, den der Nationalsozialismus aller Kultur gegenüber vertritt: Kunst und Kultur sind nicht bloß einer kleinen Schicht Bevorrechteter vorbehalten, sie gehören dem ganzen Volk, und alle kulturellen Einrichtungen haben nur dann Sinn und Berechtigung, wenn sie diese Aufgabe erfüllen: aus dem Volk zu kommen und dem ganzen Volk zu dienen.

Im Oberelsaß war es. Mitten im Gebiet des Kalbergbaus. Da wurde uns, unweit des mächtigen Förderturns einer Kaligrube ein Gebäude gezeigt, das früher rein praktischen Zwecken gedient hatte, es war eine „Kaue“, ein Raum, in dem der Bergmann, bevor er zur Schicht einfuhr, seine Kleider aufhängte. Heute ist es der Feier- und Gemeinschaftsraum des Bergwerks, ein hoher, heller Saal. Wandgemälde schmücken es, von der Hand eines elsässischen Künstlers geschaffen. Schlichte, gedrungene Gestalten künden von der schweren Arbeit des Bergknappen tief drunten unter der Erde. Drüben erscheinen die massigen Gestalten der Bauern, die die Früchte dieser schweren Arbeit ernten, die das nährende Salz auf den Acker streuen. Auf der andern Seite aber marschiert, rank und sehnig, die Jugend des Führers mit flatternder Fahne in eine neue Zukunft hinein . . .

Kann es ein schöneres, ein sprechenderes Symbol für den kulturellen Aufbau im deutschen Elsaß geben, als dieses: der Künstler als Kündler der Arbeit, deutsche schaffende Menschen, gestaltet von des bodenständigen Künstlers Hand mitten in der Stätte der täglichen Arbeit?



Reichsleiter Alfred Rosenberg begrüßt, anlässlich seines Besuches in Straßburg, Verwundete

Aufn.: Str. N. N.
(Amann)

Das BÜCHEREIWESEN

am Oberrhein

Von Fritz Decker

Ein gutes Buch — ein Teil der Kraft,
Die an des Reiches Seele schafft!

An diese Worte Friedrich Lienhards wird man erinnert, wenn man sich vor Augen führen will, welche kulturpolitische Aufgabe dem Büchereiwesen in der Gegenwart wie zu allen Zeiten zukommt.

Warum gründen wir Büchereien? Warum hat jedes Dorf, jede Landgemeinde, jede kleine Stadt so gut wie die Großstadt ihre Bücherei? Weil es sich hier um eine Einrichtung handelt, die bleibt, um eine Einrichtung, die gerade für diese Gemeinschaft bestimmt ist und ihr zugute kommen soll. Was irgend an Geistesgütern, an literarischen, wissenschaftlichen, künstlerischen Werten in unserem deutschen Schrifttum enthalten ist, soll nicht-Reservatbesitz einiger wenigen bleiben, sondern allen zugänglich gemacht werden — nach dem Grundsatz Herders, daß unsere Literatur nicht den Dichtern allein angehört, sondern daß an ihr, aktiv und passiv, alle Volksgenossen teilhaben; daß sie ein großes nationales Besitztum darstellt.

Diesem Leitgedanken hat unsere heutige Gesetzgebung dadurch Rechnung getragen, daß sie das Büchereiwesen in der Gemeindeordnung verankert hat, daß es die Gemeindeverwaltungen sind, die die

sen großen und wichtigen Kulturzweig betreuen und organisatorisch ausgestalten.

In den Jahrzehnten vor der Machtergreifung herrschte auf dem Gebiet des Büchereiwesens ein ziemliches Durcheinander, entsprechend der Verschiedenartigkeit der Interessen, in die unser öffentlich-kulturelles wie politisches Leben aufgeteilt war: Vereins- und konfessionelle Büchereien und andererseits Gewerkschaftsbüchereien bestanden regellos nebeneinander. Dabei ließen die Einrichtungen im einzelnen viel zu wünschen übrig. Die Leser und Entleiher waren zumeist auf den guten Willen und das Entgegenkommen der nicht immer fachlich geschulten Bibliothekare und Bibliothekarinnen angewiesen, die Bücher befanden sich vielfach in einem recht fragwürdigen Zustand, das gute Buch wurde durch eine seichte oder sentimentale Unterhaltungslektüre verdrängt, und dem Leser wurde nur in seltenen Fällen das dargeboten, was ihm in seiner persönlichen Stellung Hilfe und Ausrichtung gewähren könnte.

Wir stehen heute nicht mehr auf dem Standpunkt, daß die Lektüre von Bibliotheksbüchern nur dem Zeitvertreib dienen soll. Die Bücher wollen gewiß Entspannung bringen, sie wollen und sollen uns aber nicht vom Leben und der Gegenwart ab-, sondern



Ein Blick in Straßburgs Bücherei
Aufn.: Str. N. N. (Amann)

mitten in sie hineinführen. „Wo ihr's packt, da ist's interessant.“ Das ist nun einmal ein moderner Grundsatz, daß wir uns gewöhnt haben, vom Leben, vom heute gelebten Leben, in unserm Tun und Denken, in unserer Arbeit und Freizeitgestaltung auszugehen und, wenn unser Geist noch so weite Flügel unternimmt, in die Vergangenheit unseres Volkes und in die Reiche der Phantasie, der Sehnsucht, der Erkenntnis — des Wahren, Schönen und Guten allenthalben —, wir zuletzt doch wieder einmünden in das Tagesgeschehen, dem wir als einzelnen wie als Glieder unseres Volkes verpflichtet sind, und das wir, wenn unser Erdentag recht erfüllt sein soll, mit zu verwalten und zu gestalten haben. So gewinnt das Büchereiwesen eine nicht zu verkennende politische Bedeutung, und so erklärt es sich, daß das heutige Büchereiwesen ohne eine gewissenhafte und sorgfältige Leserberatung nicht zu denken ist. In unserem Oberrheingau hat Gauleiter und Reichsstatthalter Robert Wagner bereits im Jahre 1933 die Initiative ergriffen, um das Volksbüchereiwesen zunächst in Baden in einem den Volksinteressen entsprechenden Sinne umzugestalten. Zum Leiter der Büchereistelle wurde in der Person von Harden-Rauch eine in organisatorischer und erzieherischer Hinsicht unermüdet tätige Kraft berufen. Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt wurde nun das Aufbauwerk in Angriff genommen, so daß bis zum Jahre 1936 bereits 90 Gemeindebüchereien geschaffen waren. Von der staatlichen Zentralstelle aus wurde den Gemeindeverwaltungen kräftig unter die Arme gegriffen, indem ihnen nicht nur fachliche Hilfe geleistet, sondern zugleich ein beträchtlicher Teil der Kosten für die neue Einrichtung ersetzt wurde. Im allgemeinen wurde so verfahren, daß im ersten Jahr der Aufbau ein möglichst großer Grundstock gelegt, in den beiden folgenden Jahren der Ausbau im wesentlichen vollendet und dann von Jahr zu Jahr weiter vervollständigt wurde.

Rascher noch als in Baden vollzog sich seit 1940 der Aufbau des Büchereiwesens in dem zum Reich zurückgekehrten Elsaß. Im Verlauf von nur zwei Jahren wurde hier in emsiger Tätigkeit in Stadt und Land ein Büchereinetz von 800 Dorfbüchereien, 1500 Schülerbüchereien nach der in Baden gehandhabten Methode aufgerichtet. Nicht weniger als 25 Büchereiartern — u. a. Dorf- und Volksbüchereien, Stadtbüchereien, Lehrer-, Schülerbüchereien aller Gattungen, Krankenhaus- und Werkbüchereien — entstanden in munterem Bunde. So konnten hier, gleichsam auf neuem Gelände, alle Formen des Büchereiwesens neben- und miteinander aufblühen. Die früheren Gewerkschaftsbüchereien wurden aufgelöst, die konfessionellen auf ihr eigenes Gebiet, das religiöse Buch, begrenzt. — Jede einklassige Dorfschule wurde mit 200—300 Bänden ausgestattet. Die Gemeinden wurden einstweilen von finanziellen Beihilfen befreit. Im Elsaß wie sonstwo galt im übrigen der Grundsatz, daß Gemeinden mit mehr als 100 000 Einwohnern in der Verwaltung ihrer Büchereien eine selbständige Stellung einnehmen. So konnte z. B. Straßburg eine sehr ansehn-

liche Stadtbücherei mit einer nach und nach wachsenden Zahl von Zweigstellen errichten, die sich in den wenigen Jahren ihres Bestehens sehr vorteilhaft eingeführt hat und eines stets wachsenden Zupruchs erfreut. Das alte Schlagwort, das unsere Büchereien den „Sprechsaal der Nation“ nennt, erhält heute am Oberrhein angesichts des vielseitigen und vielmaschigen Getriebes im Bibliothekswesen seine vollgültige Berechtigung.

Was die Landgemeinden betrifft, so haben wir hier auf eine Neuerung, die sich aufs vorteilhafteste bewährt, besonders hinzuweisen: Hier wird neben den rein geistigen Stoffgebieten auf die Unterweisung der Leser in den diese vor allem interessierenden Wirtschaftsfragen — Landwirtschaft, Kleingärten, Tabak- und Weinbau u. a. — um so höherer Wert gelegt, als die landwirtschaftlichen Berufsschulen doch nicht alle Orte in gleicher Weise zu erfassen vermögen. Daher gehört in jede Dorfbücherei ein Stock von Bänden aus dem Gebiet des landwirtschaftlichen Fachschrifttums.

Es ist natürlich, daß hier ebenso lohnende wie neuartige Aufgaben einer zweckentsprechenden Betonung durch die ländlichen Bibliotheksleiter, die zum großen Teil dem für alle Bildungsfragen auf dem Lande zumeist aufgeschlossenen Lehrerstande angehören, erwachsen. Ihnen liegt es ob, dem Heimatschriftgut ihre dauernde Aufmerksamkeit zuzuwenden, während es die Obsorge der Zentralstelle sein wird, durch gelegentliche Arbeitsgemeinschaften im großen die Arbeit am Buch zu vereinheitlichen und dabei den örtlichen Gegebenheiten in vollem Umfang Rechnung zu tragen.

Es kann uns nicht darauf ankommen, über die Technik des Büchereibetriebs im einzelnen Auskunft zu geben. Wir können es uns aber nicht versagen, zusammenfassend den Aufgabenkreis zu umreißen, den sich die Staatliche Volksbüchereistelle Freiburg i. Br. in der Praxis ihrer Tätigkeit gesteckt hat. Geben wir ihr selbst das Wort:

„Unsere Volksbücherei macht es sich zur Aufgabe, das Leben der Gemeinschaft zu bereichern und jedem inneren Gewinn zu bringen. Ihre Bücher berichten aus deutscher Vergangenheit von der Urzeit bis zum Weltkrieg, vom Kampf und Sieg der Bewegung, vom Aufbau des Reiches und vom großdeutschen Freiheitskampf. Sie führen zu unseren Brüdern und Schwestern jenseits der Grenzen und mit Seefahrern und Forschern rund um die Erde. In mancherlei Erzählungen berichten sie vom Schicksal deutscher Menschen. Sie zeigen uns die Schönheit der Heimat, damit wir diese kennen und lieben lernen, und sie lassen die Wunder der Natur und der Technik vor uns erstehen. Selbst das praktische Buch für Haus und Hof, zum Basteln und Bauen fehlt nicht.

So will unsere Volksbücherei das geben, was wir von ihr erwarten: Wirkliche Lebenshilfe. Sie gehört der ganzen Gemeinde, verbindet uns mit dem geistigen Schaffen unseres Volkes und läßt alle teilhaben am lebendigen Geschehen unserer Zeit. Möge sie für jeden reiche Früchte tragen!“



Alte Papiere

Von Wilhelm von Scholz

Nach einem Gemälde von Philipp Kamm

Es wird jetzt mancher, der sich früher nicht die Zeit dazu nahm, öfters in alten Familienpapieren blättern, in vergilbten Tauf- und Trauscheinen, Schulzeugnissen, Testamenten, Urkunden über Geschäfts-, Grundstückskäufe oder Hypotheken, Briefen, Hochzeitszeitungen, Stammbüchern und was sonst vom Leben der vergangenen Geschlechter übrigbleibt. Und er wird dabei, fast ohne sein Zutun, mehr und mehr eine Anschauung von der Zeit und dem Dasein seiner Vorfahren gewinnen.

Ehedem bestand ihm dies Dasein der Ahnen aus ein paar Namen und Daten; und er betrachtete es, wie eben die meisten Menschen das Vergangene ansehen, als längst zu Staub Zerfallenes, Gewesenes, Raumloses, das nun außer der Zeit liegt, zusammengeschumpft und verdorrt, so daß es wirklich mit wenig Worten sich sagen läßt und auch in der Seele nicht mehr Platz beansprucht. Kaum daß der Nachfahre neben den Namen noch die Berufe seiner Vorfahren wußte und die Geschlechter, aus denen die Mütter stammten. Es wurde nicht Leben und Anschauung.

Das hat sich nun geändert. Seit der deutsche Reichsbürger über seine Herkunft und Abstammung, die Verschwägerungen seiner Familie, das religiöse Bekenntnis möglichst weit in der Zeit zurück Bescheid wissen muß, ist er froh über jede Urkunde, jedes

Auskunft gebende Blatt, jeden Bibeleintrag, der Hinweise und Nachrichten enthält. Auch aufbewahrte alte Briefe und Stammbücher gewinnen Bedeutung.

Der Urenkel, der die alten Papiere einst bestenfalls in ein ihm unbequem zur Hand liegendes Schrank- oder Schreibtischfach verschloß, wo er manchmal jahrelang nicht wieder auf sie stieß, versenkt sich jetzt in sie und entdeckt auf einmal, daß er reich belohnt wird, daß die alten Zeugnisse zu reden und zu erzählen anfangen.

Er griff das umschnürte Bündel, das schon sein Vater kaum geöffnet, sondern verwahrt und unangesehen vererbt hat, vielleicht nur heraus, weil er nach dem Taufschein seiner Großmutter oder Urgroßmutter fahndete — und findet nun Briefe, ein Stammbuch, ein paar Schattenrisse, ein Kinderlöckchen, eine Perlstickerei, die der Deckel einer Brusttasche war. Es wird ihm bewußt, daß diese Dinge ja nur aufbewahrt worden sein können, weil der alte Besitzer es nicht übers Herz brachte, sie fortzutun; weil sie etwas dem Einstigen, zu dessen Leben sie gehörten, wichtiges enthielten, woran dessen Seele hing, das er für seine Nachkommen unverloren sein lassen wollte, und das die Nachkommen dann auch nicht zu vernichten vermochten; das also auch ihm, dem Späten, noch etwas sagen könnte.

Vielleicht findet er gerade die Angaben hier nicht,



Des Gauleiters Glückwunsch an die kinderreiche, mit dem Ehrenkreuz ausgezeichnete Mutter

Aufn. Str. N. N. (Aman)

nach denen er sucht, nach deren Entdeckung er am Ende das Bündel umschnürt und wieder weggelegt haben würde. Jetzt, wo er seinen Zweck zurückstellen muß, läßt er sich verlocken, nicht nur zu blättern, sich oberflächlich klarzumachen, um was es sich bei jedem Blatt, jedem alten kleinen ledergebundenen Notizbuch, jeder Rechnungsaufstellung, die da beieinander liegen, handelt — sondern zu lesen!

Und nun wird Schritt für Schritt immer mehr Vergangenheit der Familie — er fühlt bald: seiner eigenen Vergangenheit! — lebendig. Und wird auch mit dem zunehmenden Lesen immer lebendiger. Denn der Vorfahr hier, sein Urgroßvater, der eine Liegenschaft kaufte, zu dessen Hochzeit seine Freunde und Berufsgenossen eine so lustige und übermütige Festzeitung haben drucken lassen, der ist derselbe, der in der flachen Seitentasche des violetten Notizbuches ein blondes Löckchen bewahrt hat.

Dieses Löckchen ist in ein gefaltetes rosafarbenes Stückchen feinen Velinbriefpapiers eingeschlagen: „Evelin“ steht auf dem kleinen Umschlag und ein Kreuzchen mit einer Tages- und Jahreszahl dabei. Im Notizbuch aber finden sich neben den verzeichneten Geldausgaben von einer Ferienreise an den Rhein und neben Anschriften von Leuten, deren Namen dem Urenkel ganz fremd sind, ein paar Worted er Erschütterung über den Tod dieses Kindes und ein Gesangbuchvers darunter, der dem weinenden Vater vielleicht hat Trost geben sollen.

Plötzlich ergreift den Lesenden der Gedanke an den Tod dieses Kindes, das, wäre es damals am Leben geblieben und selbst eine Hundertjährige geworden, heute doch längst unter dem grünen Rasen läge. Warum rührt es den Mann? Sieht er sein Leben gespiegelt in dem der Vorfahren? Er hält das blonde

seidenweiche Löckchen in der Hand, das aussieht, als wäre es eben vom Kopf eines seiner Kinder abgeschnitten, und denkt des Ahnen, der um den Tod dieses Kleinkindens trauerte, als hätte er ihn gekannt, als stünde der Alte zu dem Urenkel etwa so, wie sein eigener Vater zu ihm, dem Sohne, stand.

Dem Blätternen wird zumute, als knüpfe sich jetzt und hier zwischen ihm und seinen Vorvätern eine neue innige Beziehung — oder es erneuert sich ein altes Band, von dessen Vorhandensein er nur bisher nichts wußte. Er spürte etwas wie Sohnesliebe zu diesen Alten, die er nie kannte, über die ihm sein Vater nur flüchtig und ungenau erzählt hatte — und es tut ihm auf einmal fast leid, daß er sie nicht kannte; er möchte, sie wüßten von ihm wenigstens so viel, wie er um sie weiß.

Dann liest er weiter, schon mit ganz anderer, neuer Aufmerksamkeit: wie dieser Urgroßvater, der etwa achtzigjährig starb, als übermütiger Student frohe und ernste Stammbuchsprüche mit seinen Genossen tauschte. Wie strahlte allen die goldene Zukunft! Und der Himmel hing ihnen voller Geigen, Lauten, Zimbeln und was für Musikinstrumente man nur ersinnen mag! Dann trat er in den Beruf, heiratete, hatte liebe Kinder, von denen — die Familientafel zeigt es ohne Kommentar, nur mit Jahreszahlen und kleinen Kreuzchen an — außer dem blonden Evelinchen noch drei in so früher Jugend starben und den tiefen Schmerz des Vaters erregten, der schließlich nur den Stammhalter, den Großvater des späten Enkels, als Sohn behielt.

Wie den Lesenden das alles ergreift! Wie nahe verwandt er doch all den Vorvätern sich fühlt, die er nie gekannt hat, die bisher nichts als Namen für ihn waren und in deren Schattenbildern oder Daguerreotypien er jetzt nach Zügen sucht, aus denen er sie sich lebendig und gegenwärtig vorstellen kann; die er in seinen eigenen Zügen oder denen seiner Kinder wiederkehren weiß.

Beglückt und bereichert, nachdenklich und innerlich freudiger steht er vom Blättern in den alten Papieren auf und fühlt den Ahnen Dank, der sie nicht fortwarf oder verbrannte, sondern in Pappendeckeln fest umschnürte und in den Schrank tat. Da haben sie geduldig gewartet und nun nach hundert Jahren den Leser gefunden, für den sie bestimmt waren.

Stoßseufzer...

Mein Töchterlein hab ich zu Bett gebracht,
Das hat sich mal wieder gesund gelacht.

„Hör mal, Mutti, wie wär das fein:

Es müßte halt jeden Tag Sonntag sein!“

Dreht sich zur Wand und meint noch gecheit:

„Ja — ja! Mit der Schule verliert man viel Zeit...!“

H. M.